Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 74. Dienstag, 15. März 1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

21. Fortsetzung. (Nachdruck verboten).

Des Voeux . . . wie weit ist Des Voeux? — Er ist ein Doppelwesen. Bald ist er ganz ruhig und sachlich, ganz kühl und beinahe fremd: immer, wenn sie arbeiten, ist er so. Und sie arbeiten wirklich! Vielleicht ist es nicht Ottiliens Verdienst, daß sie die schwere Kunst verstanden haben, von der Leidenschaft einen Strom abzuspalten und ihn auf das Mühlwerk ernster Arbeit zu leiten, vielleicht hat Des Voeux das bewirkt mit seinem sachlichen Eifer, der keinen Tag der kostbaren Urlaubsmonde verlieren will; aber Ottilie fügt sich ihm, fügt sich gern — ist auch das ein Verdienst? Ach, alle Liebe fügt sich gern . . . Abgesagt sind plötzlich alle französischen Stunden, alle Zeichenstunden, Gesangsstunden und Klavierstunden — von Reiten ist ja sowieso nicht mehr die Rede seit dem Unfall!

Täglich sitzen Ottilie und der rotschopfige Schotte im Wohnzimmer am runden Tisch, haben Hefte und Bücher vor sich, Tinte und Federn und ein ganz undamenhaftes, dickleibiges Dictionary, das Des Voeux in seinem Gepäck mitgebracht, und mühen sich ernstlich, zwischen zwei Sprachen die schlanke Regenbogenbrücke zu schlagen. Nicht immer will's gelingen: aller Mühe, allem Ernste zum Trotz gibt es hie und da einen Fehltritt, sie stürzen ab und müssen von neuem beginnen, eines heiligen Eifers voll, den Ottilie noch nie gekannt hat. Helfen! Dienen! Sie denkt es immer wieder, wenn ihre Augen sich vom Papier heben und in die Ferne schauen, einem in Schönheit gaukelnden Bilde nachträumend. Sie ist glücklich, weil sie einmal eine Aufgabe hat, zum erstenmal ahnt sie, wie nichtig sonst ihr Leben ist mit allem, was der kleine Walther in seiner Kinderweisheit „Firlefanz" genannt hat, und heiß strömt ihr das Blut zum Herzen, und sie möchte hinüberlaufen und dem Jungen ihre ärgerliche Heftigkeit abbitten.

Es ist nicht der „Tasso", über den gebeugt sie sitzen — noch nicht; sie üben sich an kleineren Gedichten des Vaters, Ottilie trägt sie vor, von den Unterweisungen profitierend, die der Vater Adele gegeben, Des Voeux wiederholt sie, er bemüht sich, den Ton ihrer Stimme, den Ausdruck, den sie hineingelegt, nachzuahmen — sie lächelt ihm dankbar mit glückfeuchten Augen zu: dann ergreift er leidenschaftüberströmend ihre Hand — und ganz plötzlich ist das ernste, sachliche Wesen von ihm abgefallen — Liebe, Liebe! —, und süße, in Seligkeit verzitternde Minuten gehen, bis es wieder heraufzieht, der Wolke gleich, die die Sonne verdunkelt.

Sie zeigt dem Vater den Ertrag dieser Arbeitsstunden, liest ihm die Übersetzungen vor, weiß leicht zu erreichen, daß er an ihrem Freunde Interesse nimmt, ihn wiederholt empfängt, sich eingehend mit ihm unterhält; ja, manchmal steigt der alte Herr die Wendeltreppe hinauf und gesellt sich überraschend zu den beiden Eifernden, und seine Augen sind voll Güte, wenn er ihnen zuhört. Einmal in solcher Stunde fährt Ottilie der Gedanke durch den Kopf: Ob er sich wohl wünscht, sein Sohn möchte so sein wie dieser hier?

Ja, wäre August jemals gewesen wie Charles Des Voeux, zart und männlich zugleich, geistreich und voll wahren Sinnes für Poesie, delikat in seiner Leidenschaft, meilenweit fern von aller Plumpheit, Banalität, Tyrannei und Brutalität — wie glücklich hätte die Ehe zwischen ihnen sein können! Ach, aber er ist es nicht — und das ist nun beinahe gut.

Und gut — dreimal gut ist es auch, daß er in diesen Wochen zwischen erlöschendem Herbst und wundervoll frostklar heraufklingendem Winter so oft auf Dienstreisen ist, teils von Kammer wegen, teils im Gefolge des Großherzogs, der sich tagelang in Gotha aufhält, in Jena und in Meiningen. So weiß er gar nicht, wie oft Charles Des Voeux ins Haus kommt, nicht nur des Vormittags, was ja alle Welt sehen und wissen kann, sondern oft, oft an Abenden, wenn man nicht gerade in der Komödie ist, die jetzt, während der Neubau des Hoftheaters wächst, im Reithaus, so gut es geht, ihre Vorstellungen gibt, oder in großem Plauderkreise an Ottiliens Teetisch sitzt, oder auf einem Hofball tanzt. Niemand erfährt davon, der Vater nicht, die Mutter nicht — nur Adele und Ulle.

*

So geht der Herbst und die erste Winterhälfte glücklich hin wie noch nie; aber als forderte das Schicksal, das nichts umsonst gibt, Sühne für soviel Glück, sind die Weihnachten trübe, genau so trübe wie vor drei Jahren: Des Voeux hat nach Dresden reisen müssen, um seine Mutter zu treffen, die von Wien kommt und dort nach heimischer Sitte a merry Christmas mit dem Sohne feiern will. Und mit seiner Abreise scheint Ottilie die Welt leer und öde, sie hat keinen Blick mehr für die Weihnachtsfreude der Kinder, noch für Augusts Augen, die oftmals mit langer Frage auf ihr und ihrem fahrigen Umherhuschen ruhen. Sieht sie ihn einmal an, so findet sie ihn unerfreulich verändert, dick, aufgeschwemmt, im Gesicht einen unedlen Zug — der war immer darin, aber er ist stärker geworden, es ist das mütterliche Erbteil, das sich vordrängt, zum Licht gelockt durch das Leben, dem er sich ergeben hat, und das sie ahnt. Er gibt sich Mühe, zu scheinen wie früher — jovial und heiter zu scheinen; er putzt für die Kinder den Baum im Saal, er hält sie am Christabend auf den Knien und erzählt ihnen Geschichten — Ottilie staunt eine flüchtige Sekunde über den ergriffenen Ton in seiner Stimme, als er ihnen die Geburt des Heilandes erzählt. Für den ersten Feiertag, der ja auch sein Geburtstag ist, hat er den Oberkonsistorialrat Peucer zu Tisch geladen, nach-

her sitzen die beiden noch lange in Gesprächen über religiöse Dinge zusammen, die Ottilie so langweilen, daß sie am liebsten aus dem Zimmer ginge. Zum Glück hat Peucer eine graziöse und weltmännische Art, auf Augusts plumpe, dringliche Fragen zu antworten, sonst wäre es nicht auszuhalten.

Ottilie lebt wie eine Verdurstende. Nach allem, was sich zwischen Weihnachten und Neujahr im „Schiffchen" begibt, nach den Besuchen der Mama, der Freundinnen, der Engländer, Eckermanns und Sorets —, nach alledem langt sie nur wie ein Verdurstender nach Halm und Blatt am Wegrande, daraus ein wenig Feuchtigkeit zu saugen. Und wie — wie soll es erst werden, wenn mit dem April Des Voeux' Urlaub abgelaufen ist, wenn er wieder nach Berlin geht, und sie in der Wüste zurückbleibt, die ewige Wunde im Herzen? — Unter Schauern kommt ihr die Erkenntnis: sie wird in der Zukunft — ach, einer Zukunft ohne Ende! — selbst dies Nebeneinander mit August, das sie sich in den harten Kämpfen von Ems abgerungen, nicht fortsetzen können, wird die Kraft dazu nicht haben! . . . Und drunten sitzt der Vater, der nichts merken, nichts wissen darf, vor dem alles Komödie spielt, der nur heitere Gesichter zu sehen bekommt.

Großer Jubel! Erlösende Regengüsse auf das dorrende Land der Seele! Neues, jähes Erblühen unterm warmen Hauch der Frühlingswinde! . . . Bald nach Neujahr ist Des Voeux von Dresden zurück, vergessen aller Schmerz langer Entbehrung: sie nehmen ihr tägliches Zusammensein wieder auf, machen sich an die Übersetzung des „Tasso".

*

Diese Jenny! Warum ist sie so plötzlich aufgetaucht, unheilbringend mit ihrer Schönheit, die vom Teufel ist? Ja, sie ist unleugbar die Schönste aus dem ganzen Kreise, selbst Line Egloffstein tritt in den Schatten neben ihr. Auch der Vater, der ihr auf seine galante Alte-Herren-Manier huldigt, hat sie die Schönste, hat sie sogar einmal vor vielen Menschen „mein Töchterchen" genannt — darauf ist sie sehr eingebildet! Jedenfalls hat sie keine krummgeschlagene Nase und keinen von den Nadeln des Arztes entstellten Mund. Sechzehn Jahre ist sie alt, und Ottilie ist dreißig! . . . Was hat diese Jenny? Das bildhübsche Gesicht mit den kohlschwarzen Augen, von dichten schwarzen Locken umrahmt: Geist hat sie nicht. Wie soll ein sechzehnjähriges Mädchen Geist haben? Sie gibt sich Mühe, die Dame, die Kokette zu spielen, aber in Wahrheit ist sie ein Kind, das noch alle Eierschalen der Pensionsjahre mit sich herumträgt . . . Sieht Des Voeux das nicht? — Auf alle Fälle wird es gut sein, Jenny erscheint in Zukunft etwas weniger häufig am Teetisch vor dem Kamin . . .

Ja, daß Jenny allzuoft ins Haus kommt, kann Ottilie hindern, und sie tut es, unmerklich. Aber kann sie auch hindern, daß Des Voeux sie anderswo trifft? Daß er auf Hofbällen und bei Redouten im Stadthause, die um die Karnevalszeit stattfinden, sich mit einer Ausschließlichkeit, die nachgerade auffällt, an diese elegante und feurige Tänzerin wendet? Schrecklich für eine liebende Frau, die Grenzen ihrer Macht zu erkennen, da sie sich doch im Gefühl der Liebe allmächtig wähnt!

Sitzt Charles Des Voeux im Sofa, über die Papiere gebeugt, mit seiner steilen Schrift die Tasso-Verse auf englisch niederschreibend, dann ist er wie früher: ernst, klug, kühl, ganz bei der Sache. Aber in den verliebten Stunden, die Ottiliens hin und her geschleudertes Herz bald leidenschaftlich sucht, bald leidenschaftlich flieht — ist er da auch wie früher? Redet sie sich's nur ein, daß er anders ist? Plötzlich hat er einmal eine kleine, sonderbare Zärtlichkeit für sie, die er noch nie gehabt. Wo hat er sie gelernt? fragt ihr mißtrauisch gewordenes Herz. Und unter dieser Frage erstarrt alle eben noch mit hoher Woge dahinstürmende Leidenschaft, sie hängt kalt, wie tödlich getroffen, in seinen Armen. — Manchmal geschieht es jetzt, daß sie vergebens auf ihn wartet: er kommt nicht. Dann läuft sie das Zimmer auf und nieder, die feuchten Hände ineinander verkrampft, fühlt unter Schmerzen die Sekunden hinrinnen wie den feinen Sand im Stundenglas — ach, eine Minute hat so viele Sekunden! — und hadert mit ihm in leidenschaftlichen Selbstgesprächen: Einst wußte ich nur, daß dir mein ganzer Tag gehörte. Was früher meine Stunden ausgefüllt hatte, war verschwunden, Gesellschaften und Theater waren für mich nur in der Welt, wenn du zu wünschen schienst, daß ich hingehen sollte. Jetzt muß ich erkennen, daß dir meine Gesellschaft nicht genügt. Einer andern gibst du die Stunden, die ich einst als mein Eigentum betrachten durfte. Charles, Charles, ich muß wohl einsehen, daß ich dir nicht mehr bin, was ich dir war. Vielleicht bin ich dir im Wege? Vielleicht ist selbst die Zeit, die du noch mit mir zubringst, dir drückend? Vielleicht — o größter Jammer! — denkst du in meinen Armen an sie — die andre? . . . Aber Charles, ich darf — darf dir nicht erlauben, mich mit diesem jungen Ding gleichzustellen! Es wäre ein Unrecht nicht nur gegen mich, viel mehr noch gegen dich . . . Charles, bist du so klein, daß du ein doppeltes Spiel spielst?

Manchmal ist sie nahe daran, den Mund aufzutun und ihn zu fragen. Aber immer reißt ein herber Stolz sie vor dem ersten Wort zurück. Eifersucht? Ihm sagen, daß ich eifersüchtig bin? Wie ein gewöhnliches Weibchen — das eingestehen? — Niemals!

Die Übersetzung des „Tasso" ist beendet, mit zitterndem Herzen wartet sie, ob er ihr jetzt eine andre gemeinsame Arbeit verschlagen wird, ein Etwas, das sie wenigstens für diese kühlen, sachlichen Stunden zusammenführt. Er tut es nicht, sagt, er sei müde und angestrengt, er wolle erst einmal die Handschrift in seine Heimat schicken und versuchen, einen Verleger dafür zu finden. Und von nun ab sind auch die Arbeitsvormittage erloschen. Ottilie könnte ruhig wieder anfangen, französische Stunden, Zeichenstunden, Gesang- und Klavierstunden zu nehmen.

Sie mag nicht. Sie sitzt ganze Vormittage, während August auf der Kammer ist und die Knaben ihre Stunden haben, in der Wohnstube und wartet, wartet — sie steht am Fenster und sieht auf den Frauenplan hinaus, wo der Brunnen plätschert, und wartet, wartet, wartet. Und immer, wenn sie von ihrem Kalender ein Blatt abreißt, weiß sie, daß der Tag wieder ein Stück näher gekommen ist, an dem er geht — endgültig ins Dunkel zurückgeht, aus dem er vor fast einem halben Jahr plötzlich und strahlend aufgestiegen. Wie hat er früher mit jedem Tag gegeizt! Und jetzt verschwendet er einen nach dem andern . . . Sie setzt sich, von der ewigen Unruhe gegeißelt, an den Sekretär aus Birkenholz und schreibt, lange Briefe schreibt sie ihm, in denen sie alles sagt, was sie in seiner Gegenwart nie über die Lippen brächte, mit fliegender Feder schreibt sie: Geständnisse, Vorwürfe, Anklagen, Beschwörungen — mißt voll Bitterkeit ihr Maß an dem des nichts als bildhübschen jungen Dinges, das ihm den Kopf verdreht hat mit seinen Blicken: aber dann legt sie den Brief ins Kästchen, wo schon viele liegen. Keiner wird abgeschickt.

(Fortsetzung folgt.)

Sonett.

Der Abend faltet seine hohen Hände
Über dem letzten Glanz der Dämmerstunde:
Daß nun der Tag in sanften Schatten ende,
Und daß der Schmerz zu stillem Glück sich wende
Und in dem Frieden linder Nacht gesunde.

Tief violett erglüht die weite Runde,
Gleich eines frohen Gottes Farbenspende.
Und dich ereilt die zauberische Kunde
Gestirnter Ferne aus des Zephirs Munde
Und überströmt wie Gold rings das Gelände.

Jetzt aus der Stille wächst des Walds Gesicht,
Und dröhnt azurne Kuppel ewige Lieder,
Wie Meeresstimme, die am Fels sich bricht.

Und neue Hoffnung leuchtet dir hernieder,
Und du empfindest es als ein Gedicht:
Im weiten Hange atmen deine Brüder.

Alfred Hof.

Der blühende Kaktus.

Von **Astrid Väring.**

Elisabeth stand am Fenster und entfernte ein schlechtes Blatt an ihrem Lieblingskaktus. Es war ein ziemlich verwachsenes Exemplar der „Königin der Nacht", mit eigentümlich schlangenartig gebogenen Blättern, und Elisabeth betreute ihn wie einen guten Freund. Sie hatte ihn zum Hochzeitstag erhalten und es war, als bestände zwischen dem Kaktus und ihr ein geheimnisvoller Zusammenhang: ebenso scheu wie die Pflanze, so verschlossen und empfindlich gegen unvorsichtige Berührung war sie auch — konnte nur in der Sonne gedeihen und in liebevoller Obhut ihre schönsten Blüten entfalten. Dreimal hatte der Kaktus in diesen Jahren geblüht. Er hatte nicht jedes Jahr eine Blüte und schien den in den Büchern aufgestellten Regeln zu trotzen. Immer war es eine neue Überraschung, wenn der weiße Kelch sich erschlossen hatte und jetzt schien es, als fehlte es ihm an Kraft, die Knospe, die Elisabeth seit Tagen beobachtete, zu entfalten. Sinnend stand sie vor der Pflanze. Ihr schien, als fühle der Kaktus die geheimen Sorgen und Ängste, die sie in letzter Zeit bedrückten, als hätten ihre Hände nicht mehr das Geschick, die empfindliche Pflanze richtig zu pflegen.

Dann wies sie ihre Gedanken als kindisch ab — wie konnte sie nur heute an sich selber denken, heute, wo es Alices Schicksal galt, die kleine Schwester jeden Augenblick kommen mußte?

Sie trat vom Fensterbrett zurück, es klingelte, und gleich darauf hing eine in Pelz vermummte Dame an ihrem Hals. „Lisbeth, liebe Lisbeth," sagte eine junge, kummervolle Stimme.

„Alice, kleine Schwester, beruhige dich nur erst!" Elisabeth half ihr aus dem Mantel und sah nun erst den Herrn, der hinter Alice stand.

„Ich vergaß vorzustellen", sagte Alice hastig. „Herr Vibe, mein Rechtsanwalt — Frau Lindeblom — meine Schwester."

Herr Vibe, der bekannte Scheidungsanwalt, war groß, hager, noch jung und die schmalen, zusammengekniffenen Lippen bewahrten nicht immer anderer Heimlichkeiten genügend. Sein Äußeres berührte Elisabeth unangenehm.

„Ist es wirklich — wirklich unwiderruflich, Alice", sagte sie leise zu der Schwester, als sie in das Wohnzimmer gingen, „kann zwischen dir und Egon nicht wieder alles gut werden?"

„Es ist unwiderruflich! Was du immer für große Worte gebrauchst, Lisbeth!" Alices Stimme war jetzt klar und kalt. Sie war das grade Gegenteil von Elisabeth — klein, schick, modern und energisch, um den kindlichen Mund lag ein scharfer Zug. „Wie sollte es zwischen Egon und mir zur Versöhnung kommen können, nach allem, was ich gelitten und durchgemacht habe! Herr Vibe weiß am besten, wie es mir ergangen ist."

Ja — Herr Vibe schien Vieles zu wissen — ihm waren sogar Dinge aus dieser Ehe bekannt, von denen Elisabeth angenommen hatte, daß ein Dritter sie nie erfahren könne. Aber er war ja Scheidungsanwalt. Egon und Alice hatten einen dreijährigen Jungen, und um das Kind ging zur Zeit der Kampf. Alice und ihr Anwalt überlegten zusammen, was bei der Besprechung morgen zu sagen sei.

„Natürlich will ich meinen Jungen behalten", meinte Alice ungeduldig. „Er gehört mir, nur mir!"

„Gewiß", sagte Herr Vibe ein wenig ironisch, „wenn man Ihrem Mann auch einen Anteil an dem Kind nicht absprechen kann! Bleiben Sie nur morgen standhaft, Frau Stener, lehnen Sie jeden Vergleich ab, das weitere überlassen Sie mir.

„Ja", sagte Alice, aber ihre Stimme klang recht unsicher.

„So — na dann also um 12 Uhr in meinem Büro", sagte Herr Vibe und verabschiedete sich.

Elisabeth konnte noch nicht richtig fassen, daß die geliebte kleine Schwester sich von ihrem Mann scheiden lassen wollte. Um lauter Nichtigkeiten willen. Ließ man sich wirklich, um solche Dinge aus der Welt zu schaffen, scheiden? Wenn man sich geliebt hatte und zusammen ein Kind besaß? Was sollte sie denn erst tun, die sie doch so ganz andere Gründe zu einer Trennung hätte? Der Schwager und die Schwester waren noch selber große Kinder — gleich heftig und erregt, in Liebe und Streit. Alice kam ihr nie ganz erwachsen vor, und sie konnte das Gefühl nicht unterdrücken, daß Alice garnicht die Tragweite ihrer Handlungsweise übersah. Wie oft hatte sie die kleine Schwester vor Torheiten bewahrt, aber wie sollte sie es diesmal anstellen, sie zur Vernunft zu bringen? Wie überzeugte man die Schwester nur davon, daß sie im Grunde ihres Herzens Egon liebte, auch wenn sie es nicht wahr haben wollte? Ob es ihr gelang, wenn sie sich selber preisgab, von den Dingen sprach, die sie, verschlossen wie sie war, bisher vor allen Menschen verborgen hatte? Arme kleine Alice — einen glücklichen Eindruck machte sie keineswegs, wie sie da so zusammengekrochen zwischen allen Sofakissen saß. Trotzdem nun die so ersehnte Freiheit ganz nahe war!

Die dummen Kinder, ich werde sie gegen ihren Willen retten, dachte Elisabeth entschlossen und richtete sich auf: „Allan ist in einer Sitzung, Alice, und wollte dann in den Klub — die Kinder schlafen schon alle drei — wie geht es deinem Kleinen?"

„Gut, er ist solange bei Mutter", sagte Alice. Tränen wollten ihre Stimme ersticken, aber Elisabeth tat, als bemerke sie es nicht.

„Angenehmer Herr, dieser Herr Vibe", warf sie wie absichtslos hin, „und als Scheidungsanwalt berühmt tüchtig."

„So —" sagte Alice gedehnt, „ich hätte eher angenommen, er sei dir unsympathisch."

„Unsympathisch?" lachte Elisabeth, „ja, kleine Alice, man verändert mit den Jahren eben den Geschmack. Alles verändert sich im Leben, Allan und ich zum Beispiel ..."

„Was ist denn mit Allan und dir", sagte Alice gleichgültig, ganz und gar mit sich beschäftigt.

„Ja, Kind, glaubst denn du, wir paßten durchaus zusammen? Dann irrst du. Wir zwei sind sehr verschieden, sind es wohl immer gewesen, nur habe ich es nicht früher bemerkt. Solange man verliebt ist, bleibt man kritiklos — aber späterhin ..."

„Elisabeth!" Alices Gedanken verließen die eigene kleine Person. „Was sagst du da? Rede doch deutlicher!"

„Na, nun ist es eben so weit. Du hast mir die Augen geöffnet, Alice, hast mir erst gezeigt, wie meine Ehe eigentlich beschaffen ist. Du bist mir an Erfahrung weit überlegen, und alles, was du in letzter Zeit über die Unterdrückung der Frau in der Ehe gesagt hast, stimmt nur zu gut. Wie der Kaktus am Fenster sich dem Licht zudreht und allmählich dadurch verwachsen wird, dreht die Frau in der Ehe sich dem Mann zu und beachtet nicht, wie sie nicht mehr sie selber bleibt, wie alles in ihr verdorrt, sie ihr eigenes Leben aufgibt, nur noch für den Mann und die Kinder lebt ..."

„Lisbeth! Du meinst doch nicht im Ernst, daß Allan und Du .... daß zwischen Euch etwas nicht in Ordnung ist? Ihr wart doch so glücklich, ein so harmonisches Ehepaar, immer ein Herz und eine Seele!"

„Ja, weil immer Allans Willen geschah! Kennst du nicht das englische Sprichwort: Mann und Frau sollen eine Person sein — die des Mannes?"

„Meinst du ..."

„Daß ich mich in meiner Ehe immer gefügt habe! Erst war ich seine Leibeigene, jetzt bin ich die der Kinder. Und wo bleibt mein Leben, mein Wille?"

„Lisbeth!" Die junge Stimme klang so weich. „Das kann, das darf nicht wahr sein. Das, was ich tue, paßt nicht zu dir. Jeder darf es — aber du nicht! Du, die du mir immer der Inbegriff allen Friedens, alles Glücks, alles Guten in dieser wunderlichen Welt gewesen bist. Wenn auch du wie die anderen bist, Lisbeth, dann verliere ich den Glauben an alles, dann bleibt mir nichts mehr. Solche Menschen wie du müssen einfach zufrieden, gut und harmonisch sein, damit die Welt mit ihrer Gemeinheit und ihrem Egoismus nicht untergeht."

Elisabeth mußte lächeln. Es war ein kleines, wehmütiges Lächeln. Die Worte waren für die Schwester so typisch in dem unbewußten Egoismus und hatten doch einen rührenden Unterton. Also — sie hatte die Verpflichtung, sich glücklich zu fühlen, damit Alice den Glauben an das Leben nicht verlor.

„Die Kinder müssen wir natürlich teilen", sagte sie mit sachlicher Stimme," das ist wohl so üblich."

„Teilen ..." Alice war vollkommen verstört. „Du redest gänzlich verantwortungslos! Man teilt doch Kinder nicht einfach ebenso, wie man Möbel teilt! Wen von den Dreien willst du denn zurücklassen? Immer wirst du einen Teil von dir selbst, einen Teil deiner Seele hergeben dabei. Lisbeth, lerne aus meinem Unglück und sei vernünftig."

„Aus deinem Unglück?" sagte Elisabeth sehr erstaunt. „Ich habe gedacht, es gilt dein und deines Mannes Glück, daher die Scheidung?"

„Ach — man sagt viel", schluchzte Alice. „Aber was man so in Stunden der ersten Erregung als Glück empfindet, kann auch zum Unglück werden — wer weiß das im voraus?"

„Nein, man weiß nicht, was kommt." Elisabeth sprach ganz leise. „Ebensowenig, wie man von sich und dem anderen Menschen etwas weiß. Wie konntest du nur Vibe zum Ratgeber nehmen, Alice! Einen so herzlosen Menschen."

„Er ist geschickt und angesehen ..."

„Alice — kannst du wirklich nicht den ersten Schritt zur Versöhnung zwischen dir und Egon tun? Wenn ich deinen Mann richtig kenne, so tut er es niemals. Sein Stolz ..."

„So — und mein Stolz?"

Elisabeth lächelte wieder. „Ach liebes Kind, was hat unser Stolz zu sagen. Gerade unser Nachgeben, unsere Leiden und das Einsehen unserer Fehler machen uns erst zu dem, was wir sein wollen. Wir gleichen dem Kaktus, der da drüben steht, der im Stillen und heimlich erblüht. Was tut es, daß wir im Schatten bleiben, wir unansehnlich werden? Wie bei der Pflanze die Blüte die Hauptsache ist, so sind nicht wir, sondern das, was wir vom Leben lernen, wichtig. Was ich dir vorhin von Allan und mir erzählte, ist nicht ganz wahr, aber auch keine Lüge. Du sprichst so oft von meinem großen, hellen Glück. Weißt du denn, welchem heimlichen Leid, welchen Entsagungen ich es verdanke? Eine weiße seltene Blüte an einem unscheinbaren Stamm ist das Glück — oft ist es sehr teuer erkauft, aber entbehren will man

es nicht. Wie der Kaktus immer blüht, man Geduld und aufopfernde Pflege an ihn wenden muß, um ihn zum Blühen zu bringen — so muß man sich auch das Glück erst erkämpfen und braucht auch dazu Geduld und Behutsamkeit.“

„Lisbeth“, weinte Alice, „ich bin nur froh, daß es nicht wahr ist, daß du Allan nicht verlassen willst.“

„Vielleicht nicht verlasse, Alice! Wenn du mir hilfst. Allan und ich sind durch schwere Krisen gegangen, das Schlimmste liegt hinter uns. Wenn alles wie vorher werden soll, muß ich den ersten Schritt dazu tun und das ist nicht leicht, kleine Schwester. Weil — es nicht das erste Mal ist, daß ich es tun muß. Diesmal mußt du die Stärkere von uns beiden sein, Alice, denn wenn du Egon die Hand zur Versöhnung reichst, dann will auch ich versuchen, mich noch einmal zu überwinden.“

Schluchzend schlang Alice die Arme um Elisabeths Hals und versprach ihr, bei ihrem Mann zu bleiben.

Ein schwacher weißer Schimmer kam vom Fenster, ein süßer Duft. Die Schwestern gingen an das Kakteenbrett und sahen eine große, weiße Blüte, die wie ein Stern an der dunklen, anspruchslosen Pflanze saß. Der alte, verwachsene Kaktus hatte wieder eine Blüte.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Karin Reitz-Grundmann.)

Der große Schreck auf Räuberkommando.

Von **Hugo v. Köller.**

Wir waren sämtlich schon reichlich nervös, als wir an diesem Abend den leeren Stall eines türkischen, außerhalb des Dorfes liegenden Gehöfts als Unterkunft für die Nacht mit Beschlag belegten. Der russische Rittmeister unserer Sotnie (Schwadron), ein leicht erregbarer Balte, und ich als Oberleutnant, ein Kosakenoffizier und zwei junge bulgarische Leutnants, bezogen gemeinsam diesen Stall, dessen Lehmboden wir mit Stroh bedecken ließen. Die beiden Luken an den Querwänden hatten wir herausgestoßen, um etwas Luftzug zu bekommen. Zu unseren Füßen kuschelten sich unsere Hunde ins Stroh. Um in voller Uniform auf Stroh erquickenden Schlaf zu finden, muß man schon sehr müde und, in bezug auf Bequemlichkeit, sehr bescheiden sein. Und das waren wir alle, die wir seit Monaten in der bulgarischen Dobrudscha mit unserer Schwadron hinter den türkischen Räuber- und Insurgentenbanden herumgehetzt wurden. Richtige Ruhe fanden wir eigentlich überhaupt nicht mehr. Fast täglich stießen wir gut den Banden zusammen, schossen uns mit ihnen herum, und Menschen aufhängen war an der Tagesordnung. Nachts waren wir stets in Gefahr, überfallen zu werden. Die Nerven wurden mit der Zeit immer schlechter, man wurde leicht erregt und schreckhaft. Wir befanden uns ja auch so recht im Zentrum der von den Räuberbanden heimgesuchten Gegenden. Heute hatten wir wieder einmal einen schweren Tag hinter uns.

Nahe der rumänisch-bulgarischen Grenze hatten wir frühmorgens ein bulgarisches Dorf gesäubert, das nachts überfallen und ausgeplündert worden war. Die Banditen hatten hier fürchterlich gehaust. Mehrere Männer und Frauen waren erschlagen und eine Anzahl junger Mädchen mißhandelt worden. Es hatte toll ausgesehen in dieser Ortschaft, und wir hatten die Übeltäter erbarmungslos gerichtet. Dies Erlebnis am frühen Morgen war nicht spurlos an uns vorüber gegangen.

Am Spätnachmittag hatten wir ein anderes, und zwar ein türkisches Dorf erreicht, über das morgen ein Strafgericht abgehalten werden sollte, weil die Bewohner den Räuberbanden Unterkunft gewährt und Nahrungsmittel geliefert hatten. Darauf stand schwere Strafe, die morgen vollstreckt werden sollte.

Für die Nacht hatten wir alle erdenklichen Sicherheitsmaßnahmen getroffen. Das außerhalb des Dorfes liegende Gehöft wurde der Mittelpunkt unseres Biwaks, das von Posten umstellt und von Patrouillen umkreist wurde. Der Ältestenrat des Dorfes, fünf weißbärtige Türken, mußte die Nacht im Biwak verbringen, und zwar unter den Läufen von schußfertigen Karabinern, mit der Aussicht, sofort erschossen zu werden, wenn von dem Dorfe aus oder unter Mithilfe der Bewohner irgend ein feindlicher Akt gegen uns unternommen werden sollte. Es war eine Situation, die unsere Nerven dauernd in höchster Spannung hielt. Das ist eben das Aufreibende bei einem Guerillakrieg, daß man nie weiß, von wo und wann man angegriffen werden kann, und daß man nie die Stärke des Gegners kennt.

Trotz der Aufregung, in der uns solche Lage auch heute wieder festhielt, zwang uns körperliche Müdigkeit doch schließlich auf das Strohlager, nachdem alle Anordnungen für die Nacht getroffen waren. Für mich persönlich kam diese Nachtruhe vorläufig noch nicht in Frage; ich hatte Wachdienst im Biwak bis Mitternacht. Meine Kameraden lagen in dem Stall bald in tiefem Schlaf. Für den Verlust an Schlaf aber wurde ich einigermaßen entschädigt durch eine kräftige Mahlzeit. Während die Pferde abgefüttert, getränkt und geputzt wurden, hatte der Küchendienst abgekocht, damit die Leute wenigstens einmal am Tage, wenn es auch schon Nacht war, ein warmes Essen bekamen. Und ich aß tüchtig mit.

Dann gingen die Leute, mit Ausnahme der Posten und Patrouillen, zur Ruhe. Ich hatte mich zu den alten Türken, die als Geiseln bei uns bleiben mußten, gesetzt, und rauchte Zigaretten. Die Alten hatten eine grausige Angst vor morgen und wußten mir viel zu erzählen von ihrer Unschuld an den Missetaten der Räuberbanden.

Um Mitternacht löste mich der eine junge Bulgaren-Leutnant ab und gleich darauf lag auch ich im Stroh. An der einen Querwand unter der offenen Luke lag der Rittmeister als erster, dann kam der Kosakenoffizier. Neben diesen schob ich den zweiten Bulgaren-Leutnant und legte mich selbst mit meinem Hund an die zweite Querwand unter die offene Luke. Und uns gegenüber befand sich die große, jetzt geschlossene Tür zu unserem Stall. Die Laterne war ausgelöscht, so daß nur ein schwaches Dämmerlicht von der sternenklaren Nacht in unseren „Schlafsalon“ fiel.

Kaum war ich eingeschlafen, da ereignete sich etwas „furchtbares“. Der russische Rittmeister schrie plötzlich laut auf und fuhr in die Höhe. Unmittelbar danach brüllte der Kosakenoffizier und sprang ebenfalls auf. Danach rief der Bulgaren-Leutnant Gott um Hilfe an und schließlich stieß auch ich einen bösen Fluch aus. Was war geschehen? Durch die eine Luke war ein Lebewesen in den Stall gekommen und war dem Rittmeister gerade aufs Gesicht gesprungen. Dieser hatte das Ungeheuer weiter gestoßen auf den Kosaken, der Kosak auf den Bulgaren-Leutnant und dieser schließlich auf mich.

Ein furchtbares Durcheinander herrschte in unserem Stall. Menschen, Hunde und das noch unerkannte Etwas tobten durcheinander. „Nicht schießen!“ schrie der Rittmeister. „Tür auf!“ schrie ein anderer. „Faß an, Bijou!“ rief ich meinem Hunde zu. Wir alle hatten uns derart erschreckt, daß jeder von uns einem Herzschlag nahe war. Unsere zermürbten Nerven machten eine ruhige Überlegung unmöglich. Wir alle hatten den Kopf verloren und glaubten uns in einer großen Gefahr. Es klopfte von draußen an die Tür, und als diese endlich aufgestoßen war, stand in höchster Erregung unser Wachtmeister davor. „Was ist hier geschehen?“ fragte er ängstlich. Der Kosak fluchte und erwiderte: „Der Teufel hat uns einen Besuch gemacht.“ Der Wachtmeister lachte ganz respektwidrig und sagte: „Entschuldigen Euer Hochwohlgeboren, aber was eben hier aus der Luke herausprang, war nichts als — eine schwarze Katze!“

Vier verblüffte, wenig intelligente Gesichter sahen sich an. „Paschol!“ (Scher dich weg!) schrie wütend der Rittmeister den Wachtmeister an. Und dann zu uns gewendet im Kommandoton: „Weiter schlafen!“

Neue Aphoristik.

Von **Max Hayek.**

Es gibt Menschen, die so gescheit sind, daß es schon an Trottelei grenzt.

*

Aus der Verlegenheit hilft sich die Frau am bequemsten durch Verlogenheit.

*

Das Lob ist eine so süße Speise, daß selbst der gezuckertste Tadel dagegen nicht aufkommen kann.

*

Amor fati: in der Liebe zum Geschick liegt schon der Sieg über das Geschick.

*

Die Frau macht sich gerne freiwillig zur Dienerin, ja zur Sklavin des Mannes. Aber sie rächt sich dafür. Eines Tages macht sie den Mann für ihre Unterwürfigkeit, genauer gesagt: für ihre eigene Dummheit verantwortlich. Und gerade vom Tage dieses Erwachens angefangen wäre sie die rechte Frau des Mannes.

*

Das Schlechte hat in der Welt nur Erfolge, das Gute feiert Siege.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.